№ 2. Vierter Jahrgang. 1843.



für die

Grafschaft Glatz.

Redakteur Reymann. (Glatz, den 14. Januar.) Druck von F. A. Pompejus.

Der begrabene Bräutigam.

(Fortsetzung.)

Dem Anwalt schien es unzart, von seinem Clienten über die vorgestreckten Summen Rechenschaft zu fordern; jener begnügte sich also mit der Frage: Warum zogen Sie nicht lieber nach Paris, wo Sie eben so wohlfeil und anständiger gewohnt hätten? — Aber die wackeren Leute hier hatten mich ja aufgenommen, ein Jahr lang umsonst genährt! Wie konnte ich sie grade im Augenblicke verlassen, wo ich etwas bei Geld war? Und dann ist der Vater jener drei Schelme ein alter Egyptier . . . — Wie! ein Egyptier? — So heißen wir die alten Gesellen, die von der egyptischen Expedition, an der ich Theil nahm, wiederkommen; und alle, die von da heimkehrten, sind so zu sagen, verbrüdert! Auch habe ich seine Jungen noch nicht ganz lesen gelehrt. — Er hätte Sie für Ihr Geld besser beherbergen können. — Hm! seine Kinder liegen, wie ich, auf Stroh; er und seine Frau haben kein besseres Bett. Sehen Sie, sie sind sehr arm; das Anwesen hier geht über ihre Kräfte. Wenn ich aber wieder zu meinem Vermögen komme! . . . . Nichts mehr davon . . . . —

Oberst, morgen oder übermorgen erhalte ich Ihre Heilsberger Documente. Ihre Retterin lebt noch. — Alle Wetter, wer sagt jetzt, daß ich nicht reich bin, rief er, und schleuderte in natürlicher, großmüthiger Wallung seine Pfeife auf die Erde.

Oberst, der Handel ist sehr verwickelt, sagte Derville, während sie aus dem Zimmer traten, um in der Sonne am Hause auf und ab zu wandeln Mir, erwiderte der Militair, scheint sie ganz einfach. Man hielt mich für todt, da bin ich wieder! Gebt mir Braut und Habe zurück — denn Rosalie gehört durch den Verlobungsvertrag mir, — gebt mir den Generalsrang, der mir zukommt: Ich trat am Vorabende der Eylauer Schlacht als Oberst in die kaiserliche Garde.

Ja, so geht es nicht in der Justizwelt! Hören Sie auf mich, Oberst: Sie sind Graf Chabert; gut, ich gebe es zu; aber es handelt sich darum, dies den Leuten gerichtlich darzuthun, die ihren Vortheil dabei haben, Ihr Dasein zu läugnen. Folglich müssen Ihre Akten erörtert werden; dies zieht 10—12 vorläufige Streitfragen nach sich, die alle widersprechend an den obersten Gerichtshof kommen, und eine gleiche Zahl kostspieliger Prozesse verursachen; letztere schleppen sich in die Länge, trotz aller Anstrengungen, die ich aufzubieten hätte. Ihre Gegner werden ein Zeugen-Verhör begehren, das wir schwerlich ablehnen können, und welches vielleicht Untersuchungen in Preußen veranlaßt. Dieser Prozeß hat also alle Elemente langer Dauer. Ihnen bleibt Zeit, unter den heißesten Kämpfen und Leiden zum Greise zu werden. —

Und mein Eigenthum? — Sie halten sich für sehr begütert? — Besaß ich doch 30,000 Pfund Einkünfte. Lieber Oberst, Sie hatten vor Ihrem Marsche ein Testament aufgesetzt, welches den vierten Theil Ihres Vermögens den Armenhäusern, und den Rest Ihrer Braut vermachte. — Wahr!

Gut! Mußte man, da man Sie für todt hielt, nicht zu Inventarium und Liquidation schreiten! Ihre Verlobte machte sich kein Gewissen daraus, die Armen zu betrügen. Der Werth des Inventars ward auf 600,000 Franken geschätzt. Dabei hütete sich Fräulein von Lancester sonder Zweifel, das baare Geld anzugeben. Die Juwelen, das gesammte Silberzeug, das Mobiliar ward zwei Drittel unter dem wahren Preise angeschlagen, theils um dem Fiskus weniger herauszuzahlen, theils weil die Schätzungs-Commisson für ihren Anschlag verantwortlich ist. Ihre Braut und Erbin hatte die Hälfte des Betrags anzusprechen. Alles ward geschätzt und von dem Fräulein wieder angekauft, durchgängig mit Vortheil; und so erhielten die Armenhäuser ihre 75000 Franken. Der Kaiser gab, um Sie noch im Tode zu ehren, durch Decret Ihrer Braut den Theil zurück, welcher dem Staate anheimfiel. Was haben Sie also anzusprechen: 300,000 Franken, ungerechnet die Kosten.

Sehen Sie, unter diesen Verhältnissen möchte ein Vergleich den Knoten am besten für beide Theile lösen. Sie würden dabei ein beträchtlicheres Vermögen gewinnen, als Ihnen von Rechtswegen zukommt.

Ich habe vor, das Fräulein noch heute zu besuchen, um das Terrain zu erforschen. Doch mochte ich diesen Schritt nicht ohne Ihr Wissen thun. — Wir wollen zusammen hingehen. — Wie Sie hier vor mir stehen? Nein, nein, Oberst, nein! das könnte uns den ganzen Prozeß kosten. — Ist er denn zu gewinnen? —

In allen Instanzen. Aber etwas lassen Sie außer Acht, mein bester Oberst Chabert! Ich bin nicht reich, habe meine Stelle noch nicht ganz abgezahlt. Falls Ihnen die Gerichtshöfe auf Abschlag Ihres Vermögens eine Unterhaltssumme bewilligen, werden Sie es nicht früher thun, als bis Sie in der Eigenschaft des Grafen Chabert, Großkreuz der Ehrenlegion, anerkannt wurden. — Richtig, ich habe auch das Großkreuz der Ehrenlegion! sagte er voll Naivetät. Nun gut, nahm Derville von Neuem das Wort; müssen wir nicht prozessiren bis dahin, Advokaten bezahlen, Rechtssprüche decken, Gerichtsdiener aufmuntern und — selbst leben? Die Kosten der vorläufigen Instanzen, mehr als 12—15000 Franken, lassen sich an den Fingern herzählen. Ich wüßte sie nicht aufzutreiben, denn ich selbst erliege beinahe unter den ungeheuern Zinsen für die Summe, mit der ich mein Amt erkaufte. Und Sie! — Woher nehmen? —

Aus den trüben Augen des grauen Kriegers rollten schwere Tropfen über die gefurchten Wangen, so viele gehäufte Hindernisse entmuthigten ihn. Derville, der nun alle Anzeigen, tiefer Niedergeschlagenheit an seinem Clienten bemerkte, sagte zu ihm: Nur muthig! die Entwickelung dieser Angelegenheit kann sich blos günstig für Sie gestalten. Prüfen Sie sich nur vor Allem, ob Sie mir Ihr volles Vertrauen schenken, blindlings das annehmen können, was mir das Beste dünkt.

Handeln Sie nach Belieben, ich verlasse mich ganz auf Sie. —

Recht! ich schicke Ihnen eine Vollmacht zum Unterschreiben, sagte Derville; Gott befohlen! sein Sie getrost; brauchen Sie Geld, so rechnen Sie auf mich! Chabert drückte mit Innigkeit die Hand des Anwalts, vermochte aber nur den Rücken an die Mauer lehnend, ihm mit den Augen zu folgen. Gleich allen, die in Rechtshändeln schlecht bewandert sind, graute es ihm vor dem neuen unerwarten Kampfe.

Während des Gespräches tauchte hinter einem Pfeiler der Einfahrt wiederholt das Gesicht eines Mannes auf, der in der Straße auf den Advokaten zu lauern schien, und sich wirklich beim Fortgehen in seine Nähe machte. Jener war bejahrt, trug eine blaue Weste, gleich Landleuten, einen weißen faltigen Rock und auf dem Kopfe eine Bibermütze. Sein Antlitz gebräunt, hohläugig, voll Furchen, von übermäßiger Arbeit erhitzt und sonnverbrannt. Er nahm Derville bei der Hand und sagte: Verzeihen Sie, Herr, daß ich so frei bin, Sie anzureden; aber ich vermuthete in Ihnen, gleich auf den ersten Blick, den Freund unsers Generals. — Nun? fragte Derville, in wie fern berührt Euch . . . wer seid Ihr? — Ludwig Vergniaud, Viehhalter. Ich hätte ein Wörtchen mit Ihnen zu sprechen. — Ihr seid also der, welcher den Obersten Chabert so schlecht beherbergt? — Um Vergebung, Herr, er hätte das schönste Zimmer! Ich würde lieber im Stalle schlafen, und ihm meines abtreten, wenn ich nur Eins hätte; — dem Manne, der so viel durchgemacht hat, meine Würmer lesen lehrt, General ist und ein Egyptier!! Nein, sehen Sie, er ist vortrefflich untergebracht! Was ich habe, theile ich mit ihm. Leider ist's nicht viel; Brod, Milch, Eier — ein Schelm, der mehr giebt, als er hat! Es kam aus gutem Herzen. Aber er hat uns zum Narren gehabt! — Wer, der Oberst? — Ja, Herr, zum Narren gehabt, wie man zu sagen pflegt. Ich hatte bei einem gewissen G r a d o s auf meinen Kuhstall und das übrige Eigenthum ein Anlehen gemacht und mehre Anweisungen ausgestellt. Durch unsere Nachbarn erfuhr der Oberst, daß wir noch keinen Sou für unsern ersten fälligen Wechsel auftreiben konnten; der Alte hat den Schuldschein ausgewittert und bezahlt. Und so wollte ich Ihnen denn vorschlagen, uns ein Hundert Thälerchen auf unsere Wirthschaft zu borgen, damit wir ihn kleiden lassen und sein Zimmer einrichten können. Derville betrachtete mit Rührung den Viehhalter. Geh' nur, sagte er, Du sollst Deine

hundert Thaler haben, und mehr noch! Der Oberst wird nun bald selbst reich genug sein, Dir zu helfen, und ich darf ihm die Freude nicht wegnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Vor dem Jahre 1810 wurde so manchem sogenannten Kretscham oder Dorf-Gasthause die Gerechtsame des Brandweinbrennens abgenommen. Wie hat man nicht beim Verkauf die Einkünfte der Güter und Stellen geschmälert! Man verbot den Verkauf der auf dem Acker befindlichen Steine, Lehm und Sand, und setzte den dem Hofegärtner gebührenden ohnehin kümmerlichen Lohn willkürlich herab. Man bürdete ihm alle möglichen Lasten auf, so daß er um eine wahre Kleinigkeit, ein oder zwei Silbergroschen täglich, die schwersten Arbeiten verrichten und die beschwerlichsten Botengänge dafür leisten mußte, es mochte die Witterung auch noch so hart sein, obgleich seiner urbarialmäßigen Bestimmung eigentlich nur das Dreschen des Hofe-Getreides, die Felder-Bestellung und die Erntezeit anging.

Der arme Professionist, der auf dem Lande nur wenige Monate im Jahre zureichende Beschäftigung hatte, mußte neben seinen verschiedenartigen Verpflichtungen, die er als Häusler, Freistellenbesitzer oder als Gemeindeglied zu tragen hatte, auch noch seinen Handwerkszins alljährlich an die Grundherrschaft entrichten. Er betrug zwar nur einen sogenannten Kuhthaler, oder 24 Sgr., aber er war für einen gemeinen Handwerker immer eine bedeutende Last, weil er nur für gemeine Leute und zwar nach den höchst möglich billigsten Preisen arbeiten konnte. Wenn auch die Mehrzahl der Dominialbesitzer auf der Fortzahlung dieser Auflage bestand, so gab es doch wieder adliche und unadliche Herrschaften, welche auf diesen Zins mit edler Resignation verzichteten. Es gab mehre Edeldenkende, welche es angenehm ansprach, wenn sie bemerkten, daß ihre Unterthanen durch lebendige Betriebsamkeit ihr Gewerbe zu verbessern suchten und so ihre Nahrung fanden. Es gab jedoch leider auch Dominien, welche ihre Unterthanen mit neuen oder höheren Zinsen belegten, wenn sie wahrnahmen, daß jene sich eines stärkeren Einkommens erfreuten, vorzüglich dann, wenn sie mit der Grundherrschaft in Concurrenz traten.

Wenn der unbemittelte Stellenbesitzer sein Fortkommen finden wollte, so mußte er für seine wenigen Kühe hinreichendes Futter haben, was er gewöhnlich nicht hatte. Man durfte sie nur ansehen, und es war an dem mageren Aussehen leicht zu erkennen, wem sie gehörten, ob dem armen Stellenbesitzer oder der meliorirenden Grundherrschaft. Wie viel Milch, Butter u. s. w. konnte erzeugt werden, wenn das Vieh aus Mangel an hinreichendem Futter kraftlos war. Die Herrschaft hatte oft Gräserei in Fülle, der arme Unterthan nichts, und dennoch mußte er alle möglichen Abgaben aufbringen. Hätte das, frägt heute der Menschenfreund, nicht Alles besser sein können? — Am Können lag es nicht, sondern am guten Willen. — Die Herrschaften wollten alles für sich behalten und ließen eher das Gras im Forste verdorren, als daß sie es den armen Unterthanen zugelassen hätten, indem sie zu der elenden Ausflucht sich wendeten: der junge Hau leide Schaden, und deshalb wurde der den armen Unterthanen seit undenklichen Zeiten zur Herbstzeit erlaubt gewesene Viehtrieb im Walde unbedingt verboten. Daß dadurch der arme Unterthan sein ohnehin elendes Vieh ein paar Monate länger im Stalle erhalten und dadurch in seiner Nahrung zurückkommen mußte, ist einleuchtend, aber was ging das die Herrschaft an?! — Sie profitirte ja dabei. — Zugegeben, daß der Viehtrieb dem jungen Hau einigen Nachtheil zuführte, sei es, daß das Hüten des Viehes im Walde zuweilen schädlich sein mochte, so war doch Alles nicht wegen der Herrschaft und zu ihrem alleinigen Nutzen erschaffen. War das Holz nur dazu da, um die herrschaftlichen Revenüen zu vermehren, und brauchte der arme Unterthan nicht auch Milch, Butter und Käse? — Ein Geschöpf lebt ja immer auf Kosten des andern, und am Ende kommt keins zu kurz. — Möchten die Herrschaften wie der liebe Schöpfer sein und auf das Ganze sehen, so würden die armen Unterthanen, die doch ihnen immer dienen und verpflichtet sein müssen, sich besser befinden, wenn sie es mit ihnen nicht so genau nehmen möchten, was Gott ihnen auf andere Art tausendfach vergelten würde. —

(Fortsetzung folgt.)

Leben und leben lassen.

Leben und leben lassen! ruft mit andern ehrlichen Leuten jener Fuhrmann, der, wenn er Holz für Langschläfer zu fahren hat, noch einen Theil davon zur eignen Nutzanwendung auf dem Holzplatz läßt.

Leben und leben lassen! sagt der Herr Pferde-Junge oder Knecht, der den übrigen Theil fährt, wenn er einem, meinetwegen Haus- Hof- und Grundbesitzer u. s. w. einige Kloben zur Aufbewahrung übergiebt.

Leben und leben lassen! spricht dieser Geheime-Waaren-Anvertrauungs-Commissarius (nicht Diebshehler), wenn er dies Holz mindestbietend großmüthig annimmt.

Leben und leben lassen! meint der Herr Holz-Verkleinerer, wenn er auch etliche Scheitchen, selbst Pferd spielend, vom Holzhof hinwegzieht.

Möglich ist es, daß ein gedungener Aufpasser auch dies Sprichwort kennt, denn in der Welt ist ja Vieles möglich. Nun frägt sich blos: wie viel Holz mag der Käufer pro Klafter auf den Boden oder in den Keller bekommen und, schläft Ignatz jetzt noch?

* * *

Es haben sich mehre Spaßvögel die Bemerkung erlaubt, daß die Glätzer Künstler sich um keinen Preiß aus ihrem geistigen Schlaf erwecken ließen und Arbeiten für eine Gewerbe-Ausstellung nicht liefern könnten, weil es ihnen an Kenntnissen, erfinderischem Genie und Solidität fehle, deshalb würde auch der Glätzer Gewerbe-Verein sich bald, gleich wie die kurze Zeit bestandene Real-Klasse, in Wohlgefallen auflösen.

Gehet hin, ihr Kleingläubigen, und überzeugt Euch, wie bequem sich jeder Hörer des Wortes der Weisheit, im Vereins-Saal ausbreiten kann, weil die Mehrzahl der Mitglieder kein Gedränge verursachen will, und die entfernteste Zukunft wird Euch belehren: daß Glatz der Stapelplatz hiesiger großartiger nützlicher Erfindungen geworden ist, dessen Waaren nach den entferntesten Welttheilen, ja sogar auf Luft-Balons nach dem Monde versendet werden. — Nur abwarten.

Der Haarspeculant.

Als die zu ihrer Zeit berühmte Farce, die Danaiden, auf dem St. Martins-Theater in Paris einstudirt werden sollte, schien ein unübersteigliches Hinderniß diesen Vorsatz zu vereiteln. Es sollten nämlich hundert junge Mädchen dabei figuriren, und die Administration konnte unmöglich hundert Schauspielerinnen auf ein Jahr engagiren, da sie nicht wußte, ob das Stück gefallen würde. Der Verfasser des Vaudevilles, Desaugiers, that daher den Vorschlag, ein Chor von Freiwilligen zu bilden, das sich mit dem Vergnügen, Comödie zu spielen, und einer täglichen Entschädigung, die in Paris unter dem Namen Feur bekannt ist, begnügte. Als nun die Journale und Anzeigen diesen Wunsch der Administration dem Publikum bekannt machten, da sah man wirklich bei allen Modistinnen, Blumenhändlerinnen und andern Künstlern dieser Art die vollständige Desertion einreißen. Es kam die frohe Nachricht zu den Wäscherinnen, Büglerinnen, Näherinnen, Stickerinnen und alle eilten herbei. In einer Woche zählte man zwölfhundert Rekruten. Jede Candidatin sprach für sich, rühmte ihre Geschicklichkeit und ihre körperlichen Vorzüge, die mehr oder minder dem bloßen Auge sichtbar waren.

Der Theater-Friseur, eine Art von Figaro, fand Gelegenheit, aus dieser theatralischen Wuth eine Speculation für sich zu machen. Er sprach mit den Bewerberinnen, rühmte sich, bei dem Regisseur viel zu gelten, und versprach seine eifrigsten Dienste, wenn eine Jede der durch ihn Angestellten ihm — nicht eine Locke — nicht eine Flechte — nein! sondern den ganzen Zopf als Zoll der Dankbarkeit darbringen würde.

Die guten Mädchen hätten ihm Alles bewilligt und schlugen ihm deshalb auch diese Forderung nicht ab. So wie die Einschreibung des Namens in der Liste erfolgt war, so klirrte die verhängnißvolle Scheere und der Protector ging mit seinem Raub davon. Allein bei der ersten Probe war der Regisseur wie aus den Wolken gefallen, seine Rekruten im Tituskopf zu sehen. Im letzten Akt hatten sie Alle mit zerstreuten Haaren zu erscheinen, nach jener theatralischen Tradition, welche will, daß die Verzweiflung stets lange Haare auf dem Rücken hängen haben soll.

Wie die Verlegenheit am größten war, sprang unser Figaro herbei.

Ich besitze hundert Damenzöpfe, rief er, und leihe sie der Administration für einen halben Franken zu jeder Vorstellung, wofür ich sie jedoch gratis frisire.

Der Handel wurde geschlossen und das Vaudeville gefiel so, daß es hundert und achtzig Mal hintereinander gegeben wurde. Man kann leicht nachrechnen, ob die Speculation rentirte.

Räthsel.

Blumen sind wir, nicht im Lenz empfangen,
Nicht gepflegt von eines Gärtners Hand,
Aber schmuckvoll schimmern wir und prangen,
Nicht dem Schooß der Erde je entwandt.
Wenn die Sonne ihre Strahlen sendet,
Und erfreuend ihre Gluthen gießt,
Siehe, wie da unser Haupt sich wendet,
Wie das Auge zückt und sich dann schließt!
Nahe nicht, um eilends uns zu pflücken,
Denn wir sterben, wenn uns Hände drücken.

Hiezu Chronik (Nro. 60) und eine Beilage.